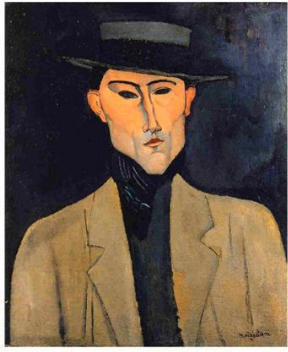


ITALO SVEVO
Zenos Gewissen



Roman
Aus dem Italienischen übersetzt
von Barbara Kleiner
Nachwort von Maike Albath

MANESSE BIBLIOTHEK  DER WELTLITERATUR

Leseprobe

Italo Svevo
Zenos Gewissen
Roman

»Mit subtiler Beobachtungsgabe hat Svevo ein Meisterwerk geschaffen. Die ebenso elegante wie klare Übersetzung Barbara Kleiners ist ein Hochgenuss. Svevo wäre entzückt gewesen.« *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 17.12.2011

Bestellen Sie mit einem Klick für 24,95 €



Seiten: 800

Erscheinungstermin: 19. September 2011

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Die Gabe des Menschen, sich etwas vorzumachen, ist unerschöpflich. Nur wenige Autoren der Weltliteratur haben diese Erfindungsgabe so herrlich indiskret bloßgelegt wie Italo Svevo. Die erheiternden Vivisektionen seines Zeno Cosini leuchten das Bewusstseinslabyrinth des modernen Mannes bis in die hintersten Winkel aus. In jeder Hinsicht eine Offenbarung!

Signore Cosini ist siebenundfünfzig Jahre alt und kann auf eine beeindruckende Bilanz ungenutzter Chancen und verpasster Gelegenheiten zurückblicken. Einerlei, ob er eine gute Partie machen wollte oder bloß versuchte, sich das Rauchen abzugewöhnen, ob er sich in der Geschäftswelt engagierte oder auf ein erotisches Abenteuer aus war – ein ums andere Mal schlug ihm das Schicksal ein Schnippchen. Nichtraucher ist er mit knapp sechzig immer noch nicht, und seine Frau hat er nur deshalb geheiratet, weil deren Schwestern ihn zuvor abgewiesen hatten. Da sich das Un-Perfekte jedoch mitunter als Glücksfall herausstellt, ist es Svevos Kleinstadtneurotiker wider Erwarten vergönnt, chronisches Unvermögen zur höheren Lebenskunst zu veredeln.

Autor

Italo Svevo

Italo Svevo, eigentlich Ettore Schmitz, 1861 als Kaufmannssohn in Triest geboren, blieb zeit seines Lebens Geschäftsmann. Jahrelang war er bei einer Bank angestellt, später Geschäftsführer der Firma seines Schwiegervaters. James Joyce, der in Triest Svevos Englischlehrer gewesen war, ermutigte ihn

MANESSE BIBLIOTHEK DER WELTLITERATUR



ITALO SVEVO

Zenos Gewissen

Roman

*Aus dem Italienischen übersetzt
von Barbara Kleiner*

Nachwort von Maike Albath

MANESSE VERLAG
ZÜRICH

I

Vorwort

Ich bin der Arzt, von dem in dieser Erzählung mitunter in wenig schmeichelhaften Worten die Rede ist. Wer etwas von Psychoanalyse versteht, weiß, wo die Abneigung einzuordnen ist, die der Patient mir entgegenbringt.

Über Psychoanalyse will ich nichts sagen, weil hier drin schon genug davon die Rede ist. Ich muss mich entschuldigen, dass ich meinen Patienten dazu veranlasst habe, seine Autobiografie zu schreiben; Psychoanalytiker werden über eine derartige Neuerung die Nase rümpfen. Aber er war alt und ich hoffte, seine Vergangenheit würde in der Erinnerung neu aufleben, die Autobiografie könnte ein geeignetes Vorspiel zur Psychoanalyse sein. Noch heute erscheint mir meine Idee gut, da sie mir unverhoffte Resultate geliefert hat, die noch beträchtlicher ausgefallen wären, wenn der Kranke sich nicht mittendrin der Behandlung entzogen hätte und mich damit um den Ertrag meiner langwierigen, geduldigen Analyse dieser Erinnerungen betrogen hätte.

Nun publiziere ich sie aus Rache und hoffe, das

ärgert ihn. Er soll jedoch wissen, dass ich bereit bin, die üppigen Honorare, die diese Publikation mir einbringen wird, mit ihm zu teilen, wenn er die Behandlung wieder aufnimmt. Er schien so neugierig auf sich selbst! Wenn er wüsste, wie viele Überraschungen eine Erläuterung der vielen Wahrheiten und Lügen, die er hier angehäuft hat, für ihn bereithielte ...!

Doktor S.¹

Meine Kindheit betrachten? Mehr als fünf Jahrzehnte trennen mich von ihr, und meine weit-sichtigen Augen könnten ja so weit reichen, wenn nicht das Licht, das immer noch von ihr ausstrahlt, durch Hindernisse aller Art aufgehalten würde, regelrechte hohe Berge: all meine Jahre und ein paar Stunden.

Der Doktor hat mir empfohlen, ich solle mich nicht darauf versteifen, so weit zurückzublicken. Auch Sachen, die gar nicht so lange her sind, können wertvoll sein, und vor allem die Fantasievorstellungen und Träume der letzten Nacht. Aber ein bisschen Ordnung sollte schon dabei sein, und um *ab ovo* anfangen zu können, kaufte und las ich gleich nach meinem Besuch beim Doktor eine Abhandlung über Psychoanalyse, womit ich ihm, der Triest in diesen Tagen für längere Zeit verlässt, seine Aufgabe erleichtern wollte. Die Abhandlung ist nicht schwer zu verstehen, aber sehr langweilig.

Nach dem Essen liege ich bequem ausgestreckt in einem Clubsessel und halte Bleistift und ein Stück Papier in der Hand. Meine Stirn ist faltenlos,

denn ich habe jede Anstrengung aus meinem Geist getilgt. Mein Gedanke erscheint mir losgelöst von mir. Ich sehe ihn. Er hebt sich, er senkt sich... das ist aber auch alles, was er tut. Um ihn daran zu erinnern, dass er schließlich der Gedanke ist und es seine Aufgabe wäre, sich kundzutun, greife ich zum Bleistift. Da legt sich meine Stirn sofort in Falten, weil jedes Wort aus so vielen Buchstaben besteht, gebieterisch taucht die Gegenwart wieder auf und hüllt die Vergangenheit in Dunkel.

Gestern hatte ich versucht, mich vollkommen zu entspannen. Das Experiment endete im tiefsten Schlaf und brachte kein anderes Ergebnis als eine große Erquickung und das seltsame Gefühl, in diesem Schlaf etwas Wichtiges gesehen zu haben. Aber es war vergessen, für immer verloren.

Dank des Bleistifts in meiner Hand bleibe ich heute wach. Ich sehe, erhasche merkwürdige Bilder, die keinerlei Beziehung zu meiner Vergangenheit haben können: eine Lokomotive, die schnaubend eine Steigung hinauffährt und zahllose Waggons hinter sich herzieht; wer weiß, woher sie kommt und wohin sie fährt und warum sie jetzt hier aufkreuzt!

Im Halbschlaf erinnere ich mich, dass dieser Text behauptet, mit diesem Verfahren könne man sich an die früheste Kindheit erinnern, an die Zeit in Windeln. Sofort sehe ich ein Wickelkind, aber

warum sollte das ich sein? Es sieht mir überhaupt nicht ähnlich, und ich glaube eher, es ist das Kind, welches meine Schwägerin vor wenigen Wochen bekommen hat und das wie ein Wunder herumgezeigt wurde, weil es so kleine Hände und so große Augen hat. Armes Kind! Von wegen, mich an meine Kindheit erinnern! Ich sehe ja nicht einmal die Möglichkeit, dich, der du jetzt die deine durchlebst, darauf hinzuweisen, wie wichtig es für deine Intelligenz und deine Gesundheit ist, dich daran zu erinnern. Wann wirst du so weit sein zu wissen, dass es gut wäre, dein Leben im Gedächtnis zu behalten, auch jenen großen Teil davon, der dir einmal zuwider sein wird? Vorläufig aber bist du noch damit beschäftigt, deinen kleinen Organismus unbewusst zu durchforschen auf der Suche nach Lust, und deine köstlichen Entdeckungen werden dich in Leid und Krankheit führen, in die auch jene dich treiben, die das gar nicht möchten. Was soll man tun? Es ist unmöglich, deine Wiege vor Unheil zu bewahren. In deiner Brust, mein Kleines, braut sich ein geheimnisvolles Gemisch zusammen. Jeder Augenblick, der vergeht, fügt einen Wirkstoff hinzu. Zu groß ist da die Wahrscheinlichkeit einer Krankheit für dich, denn nicht alle deine Augenblicke können rein sein. Und dann, mein Kleines, bist du Blutsverwandter von Personen, die ich kenne. Die Augenblicke, die jetzt vergehen, mögen ja

rein sein, aber ganz sicher waren es nicht all die Jahrhunderte, die zu dir hingeführt haben.

Da bin ich ganz schön weit entfernt von den Bildern, die dem Schlaf vorausgehen. Ich versuche es morgen noch einmal.

Der Arzt, dem ich davon erzählte, riet mir, meine Arbeit mit einer historischen Analyse meines Hangs zum Rauchen zu beginnen: «Schreiben Sie, schreiben Sie! Sie werden sehen, es wird Ihnen gelingen, sich im Ganzen zu sehen.»

Ich glaube, übers Rauchen kann ich hier an meinem Tisch schreiben, ohne mich zum Träumen in diesen Sessel zu setzen. Ich weiß nicht, wie ich anfangen soll, und ich rufe alle Zigaretten zu Hilfe, die derjenigen so stark ähneln, die ich gerade in der Hand halte.

Heute entdecke ich gleich etwas, woran ich mich nicht mehr erinnerte. Die ersten Zigaretten, die ich geraucht habe, sind nicht mehr im Handel. Es gab sie um '70 herum in Österreich, sie wurden in kleinen Pappschachteln verkauft, die den Stempel mit dem Doppeladler trugen. Und siehe da: Um eine dieser Schachteln gruppieren sich sofort verschiedene Personen mit einigen ihrer Züge, die ausreichen, um mir ihre Namen ins Gedächtnis zu rufen, nicht aber, um mich über das unvermutete Zusammentreffen zu freuen. Ich versuche, mehr

herauszubekommen, und gehe zum Sessel: Die Personen verblassen, und an ihre Stelle treten Narren, die mich auslachen. Entmutigt kehre ich an den Tisch zurück.

Eine der Gestalten war Giuseppe, ein Bursche in meinem Alter mit etwas heiserer Stimme, die andere mein Bruder, der ein Jahr jünger war als ich und schon vor vielen Jahren verstorben ist. Offenbar bekam Giuseppe viel Geld von seinem Vater und spendierte uns diese Zigaretten. Aber ich bin sicher, dass er meinem Bruder mehr davon schenkte als mir. Daher sah ich mich gezwungen, mir selbst mehr davon zu beschaffen. So kam ich zum Stehlen. Im Sommer ließ mein Vater seine Weste gewöhnlich im Esszimmer auf einem Stuhl hängen, und in ihrer Tasche fand sich immer etwas Kleingeld: Ich verschaffte mir die zehn Soldi², die nötig waren, um die kostbare Schachtel zu erwerben, und rauchte die darin enthaltenen zehn Zigaretten eine nach der anderen weg, um die kompromittierende Beute meines Diebstahls nicht länger bei mir zu behalten.

All das war in meinem Bewusstsein leicht zugänglich. Es taucht deshalb erst jetzt auf, weil ich vorher nicht wusste, dass es von Bedeutung sein könnte. Da hätte ich also den Ursprung dieser widerlichen Angewohnheit festgehalten, und vielleicht bin ich schon davon geheilt, wer weiß? Um

es auszuprobieren, stecke ich mir daher eine letzte Zigarette an, und vielleicht werfe ich sie ja ohnehin gleich angeekelt wieder fort.

Dann erinnere ich mich, dass mein Vater mich eines Tages mit seiner Weste in der Hand überraschte. Mit einer Unverfrorenheit, die ich heute nicht hätte und die ich jetzt noch abscheulich finde (wer weiß, ob dieser Abscheu in meiner Behandlung nicht große Bedeutung hat), sagte ich ihm, ich sei plötzlich neugierig geworden und zähle gerade die Knöpfe an seiner Weste. Mein Vater lachte über meine Neigung zur Mathematik oder zur Schneiderei und bemerkte nicht, dass meine Finger in der Westentasche steckten. Zu meiner Ehrenrettung kann ich sagen, dass dieses Lachen, das meiner Unschuld galt, als sie schon nicht mehr existierte, genügte, um mich für immer am Stehlen zu hindern. Das heißt... ich stahl schon noch, aber ohne es zu wissen. Mein Vater ließ im ganzen Haus halb gerauchte Virginia-Zigarren auf der Kante von Tischen oder Schränken liegen. Ich glaubte, das sei seine Art, sie wegzuworfen, und glaubte auch zu wissen, dass unsere alte Dienstmagd, Catina, sie wegwarf. Ich ging sie heimlich rauchen. Schon wenn ich sie an mich nahm, durchlief mich ein Schauer des Widerwillens, denn ich wusste, wie übel mir davon werden würde. Dann rauchte ich sie, bis meine Stirn von kaltem Schweiß be-

deckt war und mein Magen sich zusammenkrampfte. Man wird kaum behaupten können, es hätte mir in meiner Kindheit an Tatkraft gefehlt.

Ich weiß noch genau, wie mein Vater mich auch von dieser Angewohnheit kurierte. Eines schönen Sommertags war ich müde und schweißgebadet von einem Schulausflug nach Hause gekommen. Meine Mutter hatte mir geholfen, mich auszuziehen, mich in einen Bademantel gehüllt und mich zum Schlafen auf ein Sofa gelegt und setzte sich dann selbst mit einer Näharbeit zu mir. Ich war kurz vorm Einschlafen, aber meine Augen waren noch voller Sonne, und ich glitt nicht gleich in die Bewusstlosigkeit. Das wohlige Gefühl, das sich in diesem Alter beim Ausruhen nach einer großen Anstrengung einstellt, ist mir deutlich, gegenwärtig wie ein eigenständiges Bild, so deutlich, als wäre ich jetzt dort neben diesem geliebten Körper, der nicht mehr ist.

Ich erinnere mich noch an das kühle, große Zimmer, wo wir Kinder spielten und das jetzt, in diesen platzsparenden Zeiten, in zwei Räume unterteilt worden ist. In dieser Szene taucht mein Bruder nicht auf, was mich wundert, weil ich meine, dass er an dem Ausflug teilgenommen hat und daher auch beim Ausruhen hätte dabei sein müssen. Ob er am anderen Ende des großen Sofas geschlafen hat? Ich betrachte diese Stelle, aber sie

kommt mir leer vor. Ich sehe nur mich, im wohligen Gefühl des Ausruhens, meine Mutter und dann meinen Vater, dessen Worte ich widerhallen höre. Er war hereingekommen und hatte mich nicht gleich gesehen, denn er rief laut: «Maria!»

Mit einer Geste, die von einem kaum vernehmbaren Lippenlaut begleitet war, deutete Mama auf mich, den sie in Schlaf versunken wähnte, auf dem ich jedoch bei vollem Bewusstsein dahindriftete. Ich mochte es sehr, dass Papa Rücksicht auf mich nehmen musste, und deshalb rührte ich mich nicht.

Leise klagte mein Vater: «Ich glaube, ich werde verrückt. Ich bin fast sicher, dass ich vor einer halben Stunde eine halbe Zigarre auf dem Schrank da liegen gelassen habe, und jetzt finde ich sie nicht mehr. Es geht mir schlechter als sonst. Die Dinge entfallen mir.»

Ebenfalls leise, mit einem Lachen in der Stimme, das sie nur unterdrückte, um mich nicht aufzuwecken, antwortete meine Mutter: «Es war doch nach dem Mittagessen niemand in diesem Zimmer.»

Mein Vater brummte: «Das weiß ich doch auch, deshalb glaube ich ja, dass ich verrückt werde!»

Er machte kehrt und ging hinaus.

Ich öffnete die Augen halb und schaute auf meine Mutter. Sie hatte ihre Arbeit wieder aufgenommen.

men, lächelte aber immer noch. Bestimmt meinte sie nicht, dass mein Vater verrückt wurde, wenn sie so über seine Befürchtungen lächelte. Dieses Lächeln hat sich mir so sehr eingepägt, dass ich mich sofort wieder daran erinnerte, als ich es eines Tages auf den Lippen meiner Frau wiederentdeckte.

Später erschwerte es mir kein Geldmangel mehr, meinem Laster zu frönen, vielmehr stachelten Verbote mich nur noch stärker dazu an.

Ich erinnere mich, dass ich viel geraucht habe, versteckt an allen möglichen Orten. Da heftige physische Übelkeit die Folge war, erinnere ich mich an einen halbstündigen Aufenthalt in einem dunklen Keller, zusammen mit zwei anderen Jungen, von denen mir nur das Knabenhafte der Kleidung im Gedächtnis geblieben ist: zwei Paar kurze Hosen, die stramm dastanden, weil ein Körper darin steckte, den die Zeit nun in nichts aufgelöst hat. Wir hatten viele Zigaretten und wollten sehen, wer in kurzer Zeit mehr davon wegpaffen konnte. Ich gewann, und heroisch verbarg ich die Übelkeit, die für mich Resultat der sonderbaren Übung war. Dann gingen wir hinaus an die Sonne und an die frische Luft. Ich musste die Augen schließen, um nicht ohnmächtig umzufallen. Ich erholte mich und rühmte mich meines Sieges. Da sagte einer der beiden kleinen Männer zu mir: «Mir macht's

nichts, dass ich verloren habe, denn ich rauche nur so viel, wie ich unbedingt rauchen muss.»

An diesen gesunden Ausspruch erinnere ich mich deutlich, nicht aber an das bestimmt ebenfalls gesunde kleine Gesicht, das mir in jenem Augenblick zugewandt gewesen sein muss.

Aber damals wusste ich nicht, ob ich die Zigarette, ihren Geschmack und den Zustand, in den das Nikotin mich versetzte, liebte oder hasste. Als ich wusste, dass ich all dies hasste, war es schlimmer. Und ich wusste es mit ungefähr zwanzig Jahren. Da litt ich ein paar Wochen lang an heftigem Halsweh mit Fieber. Der Doktor verordnete Bettruhe und absolutes Rauchverbot. Ich erinnere mich an dieses Wort «absolut»! Es traf mich tief, und das Fieber malte es aus: eine große Leere und nichts, um dem enormen Druck standzuhalten, der sofort rings um eine Leere entsteht.

Als der Arzt gegangen war, blieb mein Vater noch ein Weilchen (meine Mutter war seit vielen Jahren tot), qualmte seine Zigarre und leistete mir Gesellschaft. Beim Weggehen fuhr er mir sanft mit der Hand über die Stirn und sagte: «Nicht rauchen, hm!»

Da überkam mich eine ungeheure Erregung. Ich dachte: «Da es mir nun einmal schadet, werde ich nie mehr rauchen, aber zuvor will ich es ein letztes Mal tun.» Ich zündete mir eine Zigarette

an, und sofort fiel alle Erregung von mir ab, obwohl das Fieber vielleicht stieg und ich bei jedem Zug ein Brennen in den Mandeln fühlte, als ob sie mit einem glühenden Holzsplit berührt worden wären. Mit der Gewissenhaftigkeit, mit der man ein Gelübde erfüllt, rauchte ich die Zigarette ganz zu Ende. Und ich rauchte noch viele weitere während der Krankheit, jedes Mal unter fürchterlichen Schmerzen. Mein Vater ging hin und her mit seiner Zigarre im Mund und sagte zu mir: «Sehr brav! Noch ein paar Tage Enthaltensamkeit beim Rauchen, und du bist gesund!»

Dieser Satz genügte. Ich verspürte nur noch den Wunsch, dass er so rasch wie möglich gehen möge, damit ich zu meiner Zigarette eilen konnte. Ich stellte mich auch schlafend, nur damit er eher hinausging.

Diese Krankheit trug mir mein zweites Leiden ein: das Bemühen, vom ersten loszukommen. Zuletzt waren meine Tage angefüllt mit Zigaretten und mit Vorsätzen, nicht mehr zu rauchen, und, um gleich alles zu sagen, von Zeit zu Zeit sind sie es immer noch. Der Reigen der letzten Zigaretten, der mit zwanzig eröffnet wurde, dreht sich immer noch. Der Vorsatz ist nur weniger streng geworden, und meine Schwäche trifft in meinem alt gewordenen Gemüt auf mehr Nachsicht. Im Alter lächelt man über das Leben und über alles,

was dazugehört. Ja, ich kann sagen, dass ich seit einer gewissen Zeit viele Zigaretten rauche ... die nicht die letzten sind.

Auf dem Titelblatt eines Wörterbuchs finde ich in Schönschrift und mit ein paar Schnörkeln verziert diese Eintragung von mir: «Heute, am 2. Februar 1886, wechsle ich vom Jura- zum Chemie-studium. Letzte Zigarette!!»

Das war eine sehr wichtige letzte Zigarette. Ich erinnere mich an all die Hoffnungen, von denen sie begleitet war. Ich hatte mich über das kanonische Recht geärgert, das mir so weltfremd vorkam, und nun lief ich zu der Wissenschaft über, die das Leben selbst ist, wenn auch reduziert auf ein Reagenzglas. Diese letzte Zigarette stand eben für den Wunsch nach Betätigung (auch manueller Art) und nach einem klaren, nüchternen und soliden Denken.

Um der Kette der Kohlenstoffverbindungen zu entrinnen, an die ich nicht glauben konnte, kehrte ich zur Rechtswissenschaft zurück. Leider! Das war ein Irrtum, und auch er wurde mit einer letzten Zigarette verzeichnet, deren Datum ich in irgendeinem Buch aufgezeichnet finde. Auch diese war wichtig, resigniert und mit den besten Vorsätzen kehrte ich zu den Verwicklungen von mein, dein und sein zurück, wodurch ich endlich die Verkettungen der Kohlenstoffmoleküle löste. Ich hat-

te mich für Chemie als wenig geeignet erwiesen, nicht zuletzt wegen meiner fehlenden manuellen Geschicklichkeit. Woher hätte ich die auch haben sollen, wenn ich weiterhin rauchte wie ein Schlot?

Jetzt, da ich dabei bin, mich zu analysieren, befällt mich ein Zweifel: Ob ich die Zigarette vielleicht deshalb so sehr geliebt habe, damit ich die Schuld für meine Unfähigkeit auf sie abwälzen konnte? Wer weiß, ob ich, wenn ich mit dem Rauchen aufgehört hätte, zu jenem Ideal eines starken Mannes geworden wäre, das ich von mir erwartete? Vielleicht war es dieser Zweifel, der mich an mein Laster fesselte, denn es ist ja eine bequeme Lebensart, sich für groß zu halten – von einer latenten Größe. Ich stelle diese Hypothese auf, um meine jugendliche Schwäche zu erklären, aber ohne rechte Überzeugung. Jetzt, da ich alt bin und niemand mehr etwas von mir verlangt, gehe ich trotzdem noch von der Zigarette zum Vorsatz und vom Vorsatz zur Zigarette über. Was haben diese Vorsätze heute zu bedeuten? Möchte ich vielleicht wie jener alte Gesundheitsapostel, den Goldoni³ schildert, gesund sterben, nachdem ich das ganze Leben lang krank gelebt habe?

Als Student bin ich einmal umgezogen, und da musste ich auf meine Kosten die Wände des Zimmers tapezieren lassen, weil ich sie mit Daten vollgekritzelt hatte. Vermutlich zog ich aus diesem

Zimmer aus, eben weil es zum Friedhof meiner guten Vorsätze geworden war und ich es nicht mehr für möglich hielt, an diesem Ort neue zu fassen.

Ich finde, die Zigarette hat einen intensiveren Geschmack, wenn es die letzte ist. Auch die anderen haben ihren besonderen Geschmack, aber weniger intensiv. Die letzte bezieht ihre Würze aus dem Gefühl des Sieges über sich selbst und aus der Hoffnung auf eine baldige Zukunft voller Kraft und Gesundheit. Die anderen haben ihre Bedeutung, denn indem man sie anzündet, behauptet man die eigene Freiheit, und die Zukunft voller Kraft und Gesundheit bleibt zwar weiter bestehen, rückt allerdings etwas ferner.

Die Daten an den Wänden meines Zimmers waren in den unterschiedlichsten Farben gemalt, auch in Öl. Der Vorsatz, jedes Mal in Treu und Glauben von Neuem gefasst, fand seinen entsprechenden Ausdruck in der Intensität der Farbe, welche die für den vorherigen Vorsatz aufgewendete zum Verblässen bringen musste. Bestimmte Daten mochte ich besonders gern wegen ihrer übereinstimmenden Zahlenfolge. Aus dem vorigen Jahrhundert erinnere ich mich an ein Datum, das, wie mir schien, für immer den Sarg verschließen würde, in den ich mein Laster betten wollte: «Neunter Tag des neunten Monats des Jahres 1899». Bedeutungsvoll,

nicht wahr? Das neue Jahrhundert bescherte mir noch viel klangvollere Daten: «Erster Tag des ersten Monats des Jahres 1901». Noch heute scheint mir, ich wäre imstande, ein neues Leben zu beginnen, wenn sich dieses Datum wiederholen könnte.

Aber im Kalender ist an Daten kein Mangel, und mit etwas Fantasie ließe sich jedes von ihnen mit einem guten Vorsatz in Einklang bringen. Da es mir einen im höchsten Maße kategorischen Imperativ zu enthalten schien, erinnere ich mich an das Folgende: «Dritter Tag des sechsten Monats des Jahres 1912, 24 Uhr». Das klingt, als würde mit jeder Zahl der Einsatz verdoppelt.

Das Jahr 1913 machte mich einen Moment lang stutzig. Es fehlte der dreizehnte Monat, um ihn mit dem Jahr abzustimmen. Aber man glaube nun nicht, man bräuchte so recht viele Übereinstimmungen in einem Datum, um eine letzte Zigarette gebührend hervorzuheben. Viele Daten, die ich in Lieblingsbüchern oder auf Lieblingsbildern verzeichnet finde, fallen durch ihre Formlosigkeit auf. Zum Beispiel der dritte Tag des zweiten Monats des Jahres 1905, sechs Uhr! Wenn man es recht bedenkt, hat das auch seinen Rhythmus, denn jede einzelne Zahl negiert die vorhergehende. Viele Ereignisse, vielmehr alle, vom Tod Pius' IX. bis zur Geburt meines Sohnes, schienen es mir wert, mit dem üblichen eisernen Vorsatz würdig begangen

zu werden. Meine Verwandten staunen über mein Gedächtnis für die frohen und traurigen Jahrestage in der Familie und halten mich für sehr liebenswürdig!

Um nicht vor mir selbst dumm dazustehen, versuchte ich, dieser Krankheit mit der letzten Zigarette einen philosophischen Gehalt zu geben. Mit großartiger Gebärde sagt man: «Nie mehr wieder!» Aber was wird aus der Gebärde, wenn man das Versprechen hält? Die Gebärde kann man nur dann ausführen, wenn der Vorsatz immer wieder erneuert werden muss. Und außerdem: Für mich ist die Zeit nicht dieses unvorstellbare Etwas, das nie stehenbleibt. Bei mir, bei mir allein kommt sie sogar zurück.

* * *

Krankheit ist eine Überzeugung, und ich bin mit dieser Überzeugung auf die Welt gekommen. An die, die ich hatte, als ich um die zwanzig war, würde ich mich kaum erinnern, wenn ich sie damals nicht einem Arzt geschildert hätte. Es ist schon seltsam, wie man sich besser an gesprochene Worte erinnert als an Gefühle, die nie vermochten, eine Luftschwingung zu erzeugen.

Ich war zu diesem Arzt gegangen, weil man mir gesagt hatte, er heile Nervenkrankheiten mit elektrischem Strom. Ich dachte, ich könnte aus

der Elektrizität die nötige Kraft beziehen, um das Rauchen aufzugeben.

Der Arzt hatte einen dicken Bauch, und sein asthmatischer Atem begleitete das Ticken der elektrischen Maschine, die gleich bei der ersten Sitzung eingeschaltet wurde, was mich enttäuschte, weil ich erwartet hatte, der Doktor würde mich untersuchen und das Gift entdecken, das mein Blut verunreinigte. Er hingegen erklärte, er fände mich von gesunder Konstitution, und da ich über schlechte Verdauung und schlechten Schlaf geklagt hatte, vermutete er, mein Magen produziere zu wenig Säuren, und die Peristaltik (er verwendete diesen Ausdruck so oft, dass ich ihn nicht mehr vergaß) sei bei mir wenig rege. Er verabreichte mir auch eine gewisse Säure, die mein Verderben war, denn seither leide ich an Übersäuerung.

Als ich begriff, dass er von sich aus nie und nimmer das Nikotin in meinem Blut entdecken würde, wollte ich ihm helfen und äußerte den Zweifel, ob mein Unwohlsein nicht etwa darauf zurückzuführen sei. Mühsam zog er die breiten Schultern hoch: «Peristaltik ... Säure ... Nikotin hat nichts damit zu tun.»

Siebzig elektrische Anwendungen waren es insgesamt, und sie würden noch immer weitergehen, wenn ich nicht befunden hätte, dass es genug sei. Ich erwartete mir durchaus keine Wunder, son-

dern ging zu diesen Sitzungen in der Hoffnung, den Doktor davon zu überzeugen, dass er mir das Rauchen verbieten müsse. Wer weiß, wie alles gekommen wäre, wenn mich ein solches Verbot damals in meinen Vorsätzen bestärkt hätte.

Und hier die Beschreibung meiner Krankheit, wie ich sie dem Arzt gab: «Ich kann nicht lernen, und auch die wenigen Male, die ich zeitig zu Bett gehe, liege ich bis zum ersten Glockenschlag in der Früh wach. Deshalb schwanke ich auch zwischen Jura und Chemie, denn beide Wissenschaften erfordern eine Arbeit, die zu einer bestimmten Zeit anfängt, während ich nie weiß, um wie viel Uhr ich auf den Beinen sein kann.»

«Die Elektrizität heilt jede Form von Schlaflosigkeit», befand dieser Äskulap, die Augen nach wie vor auf seinen Quadranten gerichtet statt auf den Patienten.

Schließlich redete ich so mit ihm, als ob er die Psychoanalyse verstehen könnte, die ich zaghaft vorwegnahm. Ich erzählte ihm von meinem Elend mit den Frauen. Eine genügte mir nicht und viele auch nicht. Ich begehrte sie alle! Auf der Straße war meine Erregung enorm: Sowie sie vorübergingen, gehörten sie schon mir. Frech musterte ich sie, aus dem Bedürfnis heraus, mich brutal zu fühlen. In Gedanken zog ich sie aus, die Stiefelchen ließ ich ihnen an, ich nahm sie in die Arme und ließ sie

erst wieder los, wenn ich mir ganz sicher war, sie alle zu kennen.

Vergebliche Aufrichtigkeit und vergeudeter Atem! Der Doktor rang nach Luft: «Das will ich hoffen, dass die elektrischen Behandlungen Sie von dieser Krankheit nicht heilen. Das fehlte ja gerade noch! Nie wieder würde ich eine Ruhmkorffsche Spule⁴ anrühren, wenn ich eine solche Wirkung zu befürchten hätte.»

Er erzählte mir eine Geschichte, die er höchst vergnüglich fand. Ein Patient mit derselben Krankheit wie ich war zu einem berühmten Arzt gegangen und hatte ihn gebeten, ihn zu heilen; die Heilung gelang vollständig, der Arzt aber musste auswandern, weil der andere ihn sonst umgebracht hätte.

«Meine Erregung ist nicht die richtige», brüllte ich. «Sie kommt von dem Gift, das mir in den Adern brennt!»

Betrübt murmelte der Doktor: «Keiner ist mit seinem Los zufrieden.»

Und um ihn zu überzeugen, tat ich selbst, was er nicht tun wollte, und analysierte meine Krankheit, indem ich ihre sämtlichen Symptome zusammentrug: «Meine Zerstreutheit! Auch die hindert mich am Studium. Ich war in Graz⁵ und bereitete mich gerade auf das erste Staatsexamen vor, ich hatte mir sorgfältig sämtliche Texte notiert, die ich

bis zum letzten Examen brauchen würde. Es endete damit, dass ich wenige Tage vor der Prüfung bemerkte, dass ich Dinge gelernt hatte, die ich erst in ein paar Jahren brauchen würde. Daher musste ich die Prüfung verschieben. Zwar hatte ich auch von diesen anderen Dingen nicht so viel gelernt, schuld daran war ein Mädchen aus der Nachbarschaft, das mir im Übrigen nichts gewährte als eine ziemlich dreiste Koketterie. Erschien sie am Fenster, sah ich meinen Text nicht mehr. Ist das nicht ein Trottel, einer der solche Sachen macht?» – Ich erinnere mich an das kleine, weiße Gesicht des Mädchens am Fenster: oval, von duftigen, rot-blonden Locken umrahmt. Ich betrachtete sie und träumte davon, dieses Weiß und dieses rötliche Gold auf mein Kissen zu drücken.

Äskulap murmelte: «Schäkerei hat immer etwas Gutes. In meinem Alter wird nicht mehr geschäkert.»

Heute weiß ich mit Bestimmtheit, dass er von Schäkerei rein gar nichts verstand. Ich bin jetzt siebenundfünfzig Jahre alt und sicher, dass, wenn ich nicht aufhöre zu rauchen oder wenn die Psychoanalyse mich nicht heilt, mein letzter Blick vom Sterbebett aus Begehren für meine Krankenschwester zum Ausdruck bringen wird, sofern das nicht meine Frau ist und sofern meine Frau zugelassen hat, dass sie schön ist.

Ich war aufrichtig wie im Beichtstuhl: Eine Frau gefiel mir nicht als Ganzes, sondern ... partiell. Bei allen liebte ich die kleinen Füße, wenn sie in hübschen Schuhen steckten, bei vielen den schlanken oder auch den kräftigen Hals, und den Busen, wenn er ganz klein war. Und ich fuhr in meiner Aufzählung der Bestandteile der weiblichen Anatomie fort, aber der Doktor unterbrach mich: «Diese Teile machen ja die ganze Frau aus.»

Darauf sagte ich etwas sehr Wichtiges: «Gesunde Liebe umfasst die ganze Frau und nur sie allein, mitsamt ihrem Charakter und ihrer Intelligenz.»

Bis dahin hatte ich eine solche Liebe gewiss noch nicht kennengelernt, und als sie mir begegnete, machte auch sie mich nicht gesund, aber für mich ist es wichtig festzuhalten, dass ich die Krankheit dort aufgespürt habe, wo ein Fachmann nur Gesundheit sah, und dass meine Diagnose sich dann bewahrheitet hat.

In der Person eines Freundes, der kein Arzt war, fand ich jemanden, der mich und meine Krankheit besser verstand. Das brachte mir zwar keinen Vorteil, aber einen neuen Ton in mein Leben, der noch heute nachhallt.

Mein Freund war ein reicher Herr, der sich seine Mußestunden mit literarischen Studien und Arbeiten verschönerte. Er sprach wesentlich besser als er schrieb, und daher konnte die Welt nicht

wissen, was für ein guter Literat er war. Er war groß und stattlich, und als ich ihn kennenlernte, machte er gerade mit großer Willenskraft eine Abmagerungskur. In wenigen Tagen hatte er schon ein großartiges Ergebnis erzielt, derart, dass auf der Straße alle gern auf ihn zuzogen, in der Hoffnung, neben ihm, dem Kranken, die eigene Gesundheit besser zu fühlen. Ich beneidete ihn, weil er es verstand zu tun, was er wollte, und für die Dauer seiner Kur wich ich nicht von seiner Seite. Er erlaubte mir, seinen Bauch zu befühlen, der jeden Tag kleiner wurde, und boshaft vor Neid und weil ich ihn in seinem Vorsatz wanken machen wollte, sagte ich zu ihm: «Aber wenn die Kur zu Ende ist, was machen Sie dann mit all dieser Haut?»

Mit großer Gelassenheit, die in seinem ausgemergelten Gesicht komisch wirkte, antwortete er: «In zwei Tagen fängt die Massagebehandlung an.»

Seine Kur war in allen Einzelheiten vorausgeplant, und es war sicher, dass er jeden Termin pünktlich einhalten würde.

Dadurch fasste ich großes Vertrauen zu ihm, und ich schilderte ihm meine Krankheit. Auch an diese Schilderung erinnere ich mich noch. Ich erklärte ihm, dass es mir leichter schiene, auf die drei Mahlzeiten am Tag zu verzichten als auf die zahllosen Zigaretten, derentwegen in einem fort derselbe mühsame Entschluss gefasst werden musste. Mit

einem solchen Entschluss im Sinn bleibt einem keine Zeit für etwas anderes, denn nur Julius Cäsar war imstande, mehrere Dinge gleichzeitig zu tun. Sicher, niemand verlangt von mir zu arbeiten, solange mein Geschäftsführer Olivi am Leben ist, aber wie kommt es nur, dass ein Mensch wie ich nichts anderes zu tun weiß auf dieser Welt, als zu träumen oder auf der Geige herumzukratzen, für die ich überhaupt keine Begabung habe?

Der abgemagerte dicke Mann antwortete nicht gleich. Er war ein methodischer Mensch und dachte erst länger darüber nach. Dann erklärte er mir mit dozierender Geste, die ihm aufgrund seiner großen Überlegenheit in dieser Sache auch zustand, meine eigentliche Krankheit sei der Vorsatz, nicht die Zigarette. Ich solle versuchen, von diesem Laster zu lassen, ohne es mir vorzunehmen. Seiner Meinung nach hatten sich in mir im Lauf der Jahre zwei Persönlichkeiten herausgebildet, von denen die eine Befehle erteilte und die andere nichts war als ein Sklave, der, sobald sich die Aufsicht lockerte, aus Liebe zur Freiheit dem Willen seines Herrn zuwiderhandelte. Man müsse ihm daher absolute Freiheit geben, und gleichzeitig müsse ich meinem Laster ins Gesicht sehen, als ob es neu wäre und ich es noch nie gesehen hätte. Ich dürfe nicht dagegen ankämpfen, sondern solle es nicht beachten, irgendwie vergessen, ihm zu

frönen, solle ihm die kalte Schulter zeigen wie einer Gesellschaft, die man als seiner nicht würdig befindet. Ist doch ganz einfach, nicht wahr?

Und tatsächlich erschien mir die Sache einfach. Nachdem es mir mit großer Anstrengung gelungen war, jeden Vorsatz aus meinem Sinnen und Trachten zu verbannen, gelang es mir wirklich, mehrere Stunden lang nicht zu rauchen, aber wenn der Mund sich dann gereinigt hatte, war das ein so unschuldiger Geschmack, wie ein Neugeborenes ihn verspüren muss, und ich bekam Lust auf eine Zigarette, und wenn ich sie rauchte, hatte ich ein schlechtes Gewissen, weshalb ich den Vorsatz erneuerte, den ich hatte abschaffen wollen. Der Weg war länger, aber er führte zum selben Ziel.

Dieser Schuft von Olivi brachte mich eines Tages auf eine Idee: meinen Vorsatz durch eine Wette zu bekräftigen.

Ich glaube, Olivi hat immer so ausgesehen, wie ich ihn jetzt kenne. Ich habe ihn immer schon so gesehen, leicht gebeugt, aber kräftig, und schon immer kam er mir alt vor, so wie ich ihn heute als alten Mann sehe, da er achtzig Jahre ist. Er hat für mich gearbeitet und arbeitet noch für mich, aber ich mag ihn nicht, weil ich der Meinung bin, dass er mich daran gehindert hat, die Arbeit zu tun, die er macht.

Wir wetteten also! Wer als Erster rauchte, wür-

de zahlen, und dann würden beide ihre Freiheit wiedererlangen. So versuchte der Sachwalter, der mir aufgezwungen worden war, um zu verhindern, dass ich das väterliche Erbe verschleuderte, das mütterliche zu schmälern, über das ich frei verfügen konnte.

Die Wette erwies sich als äußerst unheilvoll. Nun war ich nicht mehr gelegentlich Herr, sondern nur noch Sklave, obendrein von diesem Olivi, den ich nicht mochte! Ich rauchte sofort. Dann überlegte ich, ihn zu beschwindeln und heimlich weiterzurauchen. Ja, aber wozu dann diese Wette? Da machte ich mich auf die Suche nach einem Datum, das mit dem Datum der Wette in einer schönen Beziehung stehen sollte, um eine letzte Zigarette zu rauchen, von der ich mir gewissermaßen würde vorstellen können, dass sie auch von Olivi selbst als solche bemerkt würde. Aber die Rebellion hielt an, und vor lauter Rauchen bekam ich es mit der Angst zu tun. Um mich von dieser Last zu befreien, ging ich zu Olivi und beichtete.

Lächelnd kassierte der Alte das Geld und zog sofort eine dicke Zigarre aus der Tasche, die er sich anzündete und mit großem Genuss rauchte. Nie habe ich Zweifel gehegt, er könne die Wette nicht eingehalten haben. Die anderen sind natürlich ganz anders als ich.

Mein Sohn war eben drei Jahre alt geworden, als meine Frau auf eine gute Idee verfiel. Sie riet mir, mich für eine Weile in einem Sanatorium einschließen zu lassen, um von dem Laster loszukommen. Ich war sofort einverstanden, vor allem, weil ich wollte, dass mein Sohn, wenn er in das Alter käme, mich zu beurteilen, einen ausgewogenen und heiteren Menschen in mir sehen sollte, dann aber auch aus dem dringlicheren Grund, dass es Olivi schlecht ging und er mich im Stich zu lassen drohte, weshalb ich hätte gezwungen sein können, von einem Tag auf den anderen seine Stelle einzunehmen, und weil ich mich mit all dem Nikotin im Leib zu so großer Betriebsamkeit für wenig geeignet hielt.

Zunächst hatten wir vorgehabt, in die Schweiz zu gehen, das klassische Land der Sanatorien, doch dann erfuhren wir, dass es in Triest einen gewissen Doktor Muli gab, der dort eine Klinik eröffnet hatte. Ich betraute meine Frau damit, ihn aufzusuchen, und er bot ihr an, mir ein kleines, abgeschlossenes Appartement zur Verfügung zu stellen, in dem ich von einer Krankenschwester beaufsichtigt würde, der noch weitere Personen zur Seite stünden. Als sie mir davon erzählte, musste meine Frau teils lächeln, teils lachte sie laut heraus. Die Idee, mich einsperren zu lassen, belustigte sie, und ich lachte von Herzen mit. Zum ersten Mal unter-

stützte sie mich bei meinen Versuchen, mich zu kurieren. Bis dahin hatte sie meine Krankheit nie ernst genommen und immer gemeint, das Rauchen sei nichts weiter als eine etwas seltsame und nicht allzu langweilige Art zu leben. Ich glaube, sie war angenehm überrascht, nachdem sie mich geheiratet hatte, mich nie meiner Freiheit nachweinen zu hören, beschäftigt wie ich damit war, ganz anderen Dingen nachzuweinen.

Wir gingen an dem Tag ins Sanatorium, an dem Olivi mir sagte, er würde keinesfalls länger als bis zum Ende des nächsten Monats bei mir bleiben. Zu Hause packten wir etwas Wäsche in einen Koffer und gingen noch am Abend zu Doktor Muli.

Er empfing uns höchstpersönlich an der Pforte. Damals war Doktor Muli ein gut aussehender, junger Mann. Es war mitten im Sommer, und er, klein und drahtig, das fein geschnittene Gesicht von der Sonne gebräunt, was seine lebhaften schwarzen Augen noch kräftiger funkeln ließ, war die Eleganz in Person, vom Kragen bis zu den Schuhen ganz in Weiß. Er erregte meine Bewunderung, doch offenkundig war ich auch Gegenstand der seinen.

Etwas verlegen, da ich den Grund für seine Bewunderung verstehen konnte, sagte ich zu ihm: «Bestimmt glauben Sie weder an die Notwendigkeit dieser Behandlung noch an die Ernsthaftigkeit, womit ich mich ihr unterziehe.»

Mit einem leichten Lächeln, das mich gleichwohl verletzte, antwortete der Doktor: «Warum? Vielleicht ist die Zigarette für Sie persönlich ja schädlicher, als wir Ärzte einräumen wollen. Nur begreife ich nicht, warum Sie, anstatt *ex abrupto* mit dem Rauchen aufzuhören, nicht vielmehr beschlossen haben, die Anzahl der Zigaretten, die Sie rauchen, zu reduzieren. Man kann ja rauchen, man sollte es nur nicht übertreiben.»

Tatsächlich hatte ich dadurch, dass ich unbedingt ganz zu rauchen aufhören wollte, an die Möglichkeit, weniger zu rauchen, noch gar nicht gedacht. Aber in diesem Augenblick konnte der Ratschlag meinen Vorsatz nur wanken machen. Ich sprach ein energisches Wort: «Da es nun einmal beschlossene Sache ist, lassen Sie es mich mit dieser Behandlung versuchen.»

«Versuchen?», und der Doktor lachte mit überlegener Miene. «Wenn Sie sie erst einmal angetreten haben, dann muss die Behandlung Erfolg haben. Wenn Sie der armen Giovanna gegenüber nicht rohe Gewalt anwenden wollen, so kommen Sie hier nicht heraus. Die Formalitäten, um Sie freizukriegen, würden sich so lange hinziehen, dass Sie inzwischen Ihr Laster längst vergessen hätten.»

Wir befanden uns in dem für mich bestimmten Appartement, das wir erreicht hatten, indem wir

wieder ins Parterre hinuntergingen, nachdem wir in den zweiten Stock hinaufgestiegen waren.

«Sehen Sie? Diese verriegelte Tür verschließt den Durchgang zum anderen Teil des Parterres, wo sich der Ausgang befindet. Nicht einmal Giovanna hat die Schlüssel dazu. Sie selbst muss, wenn sie ins Freie will, in den zweiten Stock hinauf, und nur sie hat den Schlüssel zu der Tür, durch die wir auf diesen Treppenabsatz gelangt sind. Im Übrigen ist im zweiten Stock immer Wachpersonal. Das kann sich doch sehen lassen für ein Sanatorium für Kinder und Wöchnerinnen, nicht wahr?» Und er lachte, vielleicht bei dem Gedanken, mich mit Kindern zusammen eingesperrt zu haben.

Er rief Giovanna und stellte sie mir vor. Sie war ein kleines Frauenzimmer unbestimmbaren Alters, zwischen vierzig und sechzig. Sie hatte lebhaft leuchtende kleine Augen unter völlig grauen Haaren. Der Doktor sagte zu ihr: «Das ist der Herr, mit dem Sie sich auf einen Boxkampf gefasst machen müssen.»

Sie sah mich forschend an, wurde sehr rot und kreischte schrill: «Ich werde meine Pflicht tun, aber ich kann bestimmt nicht mit Ihnen kämpfen. Wenn Sie mich bedrohen, rufe ich den Wärter, der ist ein starker Mann, und sollte er nicht auf der Stelle kommen, lasse ich Sie gehen, wohin Sie wollen, denn meine Haut will ich nicht riskieren!»

Später erfuhr ich, dass der Doktor ihr diese Aufgabe unter Zusicherung einer ziemlich üppigen Entlohnung anvertraut hatte, und das hatte zu ihrem Schrecken beigetragen. Jetzt aber ärgerten mich ihre Worte. Eine schöne Situation, in die ich mich da freiwillig hineinmanövriert hatte!

«Aber was denn für eine Haut, zum Kuckuck!», brüllte ich. «Wer soll denn Ihre Haut anrühren?» Ich wandte mich an den Doktor: «Ich wünsche, dass diese Frau angewiesen wird, mich nicht zu belästigen! Ich habe ein paar Bücher mitgebracht und möchte in Ruhe gelassen werden.»

Der Doktor richtete ein paar ermahnende Worte an Giovanna.

Um sich zu entschuldigen, attackierte die mich weiter: «Ich habe Töchter, zwei ganz kleine, und ich muss auch leben.»

«Ich fände es doch unter meiner Würde, Sie zu ermorden», antwortete ich in einem Ton, der die Ärmste sicherlich nicht beruhigen konnte.

Der Doktor schickte sie fort mit dem Auftrag, irgendetwas im oberen Stock zu holen, und um mich zu besänftigen, schlug er mir vor, jemand anderen an ihre Stelle zu setzen, und fügte hinzu: «Sie ist keine ungute Frau, und wenn ich sie ermahne, etwas zurückhaltender zu sein, wird sie Ihnen keinen Grund mehr zur Klage geben.»

Bemüht, zu zeigen, dass ich der Person, die mich

beaufsichtigen sollte, keinerlei Bedeutung beimaß, erklärte ich mich einverstanden, sie zu dulden. Ich verspürte das Bedürfnis, mich zu beruhigen, holte die vorletzte Zigarette aus der Tasche und rauchte sie gierig. Ich erklärte dem Doktor, dass ich nur zwei mitgenommen hätte und Punkt Mitternacht mit dem Rauchen aufhören wolle.

Meine Frau verabschiedete sich von mir, zusammen mit dem Doktor. Lächelnd sagte sie: «Da du dich nun einmal dazu entschlossen hast, sei stark.»

Ihr Lächeln, das ich so sehr liebte, kam mir höhnisch vor, und just in diesem Augenblick keimte in meiner Seele ein neues Gefühl auf, das bewirken sollte, dass ein mit so großem Ernst unternommener Versuch alsbald kläglich scheitern sollte. Auf der Stelle fühlte ich mich unwohl, aber worunter ich litt, wusste ich erst, als ich allein gelassen war. Wahnwitzige, bittere Eifersucht auf den jungen Doktor. Er war schön, er war frei! Man nannte ihn die Venus unter den Medizinmännern. Warum sollte meine Frau ihn nicht lieben? Beim Hinausgehen war er hinter ihr hergegangen und hatte ihre elegant beschuhten Füße betrachtet. Es war das erste Mal, seit ich geheiratet hatte, dass ich eifersüchtig war. Wie kläglich! Bestimmt kam das auch von meinem unwürdigen Status als Gefangener! Ich kämpfte! Das Lächeln meiner Frau war ihr übliches Lächeln und kein Hohnlachen

darüber, dass sie mich zu Hause ausquartiert hatte. Sicher, sie war es gewesen, die mich hatte einsperren lassen, obwohl sie meinem Laster keinerlei Bedeutung beimaß, aber bestimmt hatte sie es mir zuliebe getan. Und überdies, erinnerte ich mich nicht mehr, dass es gar nicht so leicht war, sich in meine Frau zu verlieben? Wenn der Doktor ihre Füße angeschaut hatte, dann bestimmt nur, um zu sehen, welche Stiefel er seiner Geliebten kaufen sollte. Aber ich rauchte sofort die letzte Zigarette; und es war nicht Mitternacht, sondern 23 Uhr, eine unmögliche Zeit für eine letzte Zigarette.

Ich schlug ein Buch auf. Ich las, ohne etwas zu verstehen, und hatte regelrechte Visionen. Über die Seite, auf die ich starrte, legte sich das Abbild des Doktor Muli in der ganzen Glorie seiner Schönheit und Eleganz. Ich hielt es nicht mehr aus! Ich rief Giovanna. Vielleicht würde ich mich beruhigen, wenn ich mich unterhielt.

Sie kam und sah mich sofort misstrauisch an. Mit ihrer schrillen Stimme kreischte sie: «Glauben Sie bloß nicht, Sie könnten mich von der Erfüllung meiner Pflicht abbringen.»

Um sie zu beruhigen, log ich erst mal und erklärte ihr, ich dächte ja gar nicht daran, ich hätte bloß keine Lust mehr zum Lesen und würde lieber ein wenig mit ihr plaudern. Mit ihrer Altweibermiene und den jugendlichen, rastlosen Augen,

wie bei allen schwachen Tieren, fand ich sie regelrecht abstoßend. Ich bemitleidete mich selbst, dass ich eine solche Gesellschaft ertragen musste! Wahr ist freilich, dass ich mir auch in Freiheit nicht die passende Gesellschaft auszusuchen weiß, denn gewöhnlich suchen die anderen mich aus, so wie meine Frau es zum Beispiel getan hat.

Ich bat Giovanna, mich zu zerstreuen, und da sie erklärte, sie könne mir nichts erzählen, was meine Aufmerksamkeit verdiene, bat ich sie, mir von ihrer Familie zu erzählen, und fügte hinzu, dass doch fast jeder auf dieser Welt mindestens eine hätte.

Da gehorchte sie und erzählte mir, dass sie ihre beiden Töchter ins Armenhaus hatte geben müssen.

Ich lauschte ihrer Erzählung mit Vergnügen, denn diese so umstandslos abgehandelten achtzehn Monate Schwangerschaft reizten mich zum Lachen. Aber sie hatte ein zu polemisches Temperament, und ich konnte ihr nicht mehr zuhören, als sie mir zunächst beweisen wollte, dass sie bei ihrem schmalen Gehalt gar nicht anders gekonnt hätte und dass der Doktor im Unrecht gewesen sei, als er wenige Tage zuvor erklärt hatte, zwei Kronen am Tag seien ausreichend, da das Armenhaus ja die ganze Familie erhielte. Sie schrie: «Und alles andere? Wenn für ihr Essen und für ihre Kleidung

gesorgt ist, dann haben sie doch noch längst nicht alles, was sie brauchen!» Und es folgte eine ganze Reihe von Dingen, die sie für ihre Töchter besorgen musste, an die ich mich aber nicht mehr erinnere, weil ich, um mein Gehör vor ihrer schrillen Stimme zu schützen, meine Gedanken vorsätzlich auf andere Dinge lenkte. Aber trotzdem fühlte ich mich unangenehm berührt und bildete mir ein, ich hätte ein Anrecht auf Entschädigung: «Könnte ich nicht vielleicht eine Zigarette haben, eine einzige? Ich würde zehn Kronen dafür zahlen, aber morgen, denn ich habe nicht mal einen Soldo bei mir.»

Giovanna erschrak furchtbar über meinen Vorschlag. Sie fing an zu kreischen; sie wollte sofort den Wärter rufen und stand von ihrem Platz auf, um hinauszugehen.

Um sie zum Schweigen zu bringen, ließ ich sofort von meinem Vorhaben ab, und nur um irgendetwas zu sagen und mir meine Verlegenheit nicht anmerken zu lassen, fragte ich: «Aber in diesem Gefängnis wird es doch wenigstens was zu trinken geben?»

Giovanna antwortete prompt und zu meinem Erstaunen in normalem Gesprächston, ohne zu schreien: «Und ob! Bevor der Doktor ging, hat er mir diese Flasche Cognac gegeben. Und da ist sie, noch ganz zu. Schauen Sie, noch nicht angebrochen.»

Ich befand mich in einer solchen Lage, dass ich keinen anderen Ausweg sah, als mich zu betrinken. Dahin hatte mich also das Vertrauen in meine Frau gebracht!

Augenblicklich schien mir das Laster des Rauchens die Mühe nicht wert zu sein, zu der ich mich hatte verleiten lassen. Jetzt rauchte ich schon seit einer halben Stunde nicht, und ich dachte überhaupt nicht daran, hatte ich doch genug damit zu tun, an meine Frau und an Doktor Muli zu denken. Ich war also völlig geheilt, aber unheilbar lächerlich!

Ich öffnete die Flasche und goss mir ein Gläschen von der gelben Flüssigkeit ein.

Giovanna sah mir mit offenem Mund zu, doch ich zögerte, ihr etwas davon anzubieten. «Bekomme ich noch mehr, wenn ich diese Flasche ausgetrunken habe?»

Nach wie vor im angenehmsten Gesprächston versicherte mir Giovanna: «So viel Sie wollen! Wenn Sie einen Wunsch haben, müsste die Frau, die die Vorräte verwaltet, sogar um Mitternacht noch aufstehen!»

Geiz ist nie meine Schwäche gewesen, und so bekam Giovanna sofort ihr Glas, randvoll eingeschenkt. Sie hatte kaum danke gesagt, da hatte sie es auch schon geleert, und sofort heftete sie die lebhaften Augen auf die Flasche. Sie selbst hat mich

also auf die Idee gebracht, sie betrunken zu machen. Aber das war gar nicht so einfach!

Ich könnte nun nicht genau wiedergeben, was sie mir in ihrem unverfälschten Triestiner Dialekt erzählte, nachdem sie mehrere Gläschen getrunken hatte, aber ich bekam ganz den Eindruck, jemanden an meiner Seite zu haben, dem ich mit Entzücken zugehört hätte, wenn ich nicht durch meine eigenen Sorgen abgelenkt gewesen wäre.

Zuallererst vertraute sie mir an, dass sie genau so, in dieser Weise wirklich gern arbeite. Jedem auf dieser Welt müsse das Recht zustehen, täglich ein paar Stunden in einem bequemen Sessel zu sitzen, mit einer Flasche gutem Schnaps vor sich, von dem, der einem nicht schadet.

Ich versuchte, auch meinerseits etwas zum Gespräch beizutragen. Ich fragte sie, ob die Arbeit für sie genauso organisiert gewesen sei, als ihr Mann noch lebte.

Sie lachte. Zu seinen Lebzeiten habe ihr Mann sie mehr geschlagen als geküsst, und verglichen mit dem, was sie für ihn hatte arbeiten müssen, könnte ihr das jetzt alles wie ein Ruhestand erscheinen, auch bevor ich zu meiner Behandlung in dieses Haus gekommen war.

Dann wurde Giovanna nachdenklich und fragte mich, ob ich glaube, die Toten könnten sehen, was die Lebenden tun. Ich nickte kurz. Aber sie wollte

auch noch wissen, ob die Toten, wenn sie drüben ankommen, alles erfahren, was sich hier unten abgespielt hat, als sie noch am Leben waren.

Einen Moment lang amüsierte mich die Frage richtiggehend. Dann war sie auch in zunehmend ruhigerem Ton gestellt worden, denn um von den Toten nicht gehört zu werden, hatte Giovanna die Stimme gesenkt.

«Sie haben also», sagte ich, «Ihren Mann betrogen.»

Sie bat mich, nicht so laut zu reden, dann gestand sie, dass sie ihn betrogen hatte, aber nur in den ersten Monaten ihrer Ehe. Dann hatte sie sich an die Schläge gewöhnt und hatte ihren Mann geliebt.

Um das Gespräch in Gang zu halten, fragte ich: «Es ist also Ihre erste Tochter, die diesem anderen ihr Leben verdankt?»

Nach wie vor mit leiser Stimme gab sie zu, dass sie es glaube, auch aufgrund gewisser Ähnlichkeiten. Es schmerzte sie sehr, ihren Mann betrogen zu haben. Sie sagte das, lachte aber weiterhin, weil das Dinge sind, über die man lacht, auch wenn sie schmerzlich sind. Aber erst, seitdem er tot war, denn vorher konnte die Sache keine Bedeutung gehabt haben, da er ja nichts davon wusste.

Von einer gewissen geschwisterlichen Sympathie angespornt, versuchte ich, ihren Schmerz zu

lindern und sagte ihr, ich glaubte, die Toten wüssten alles, aber gewisse Dinge wären ihnen egal. «Nur die Lebenden leiden darunter!», rief ich und schlug mit der Faust auf den Tisch.

Dabei zog ich mir eine Prellung an der Hand zu, und es gibt nichts Besseres als physischen Schmerz, um auf neue Ideen zu kommen. Ein Hoffnungs-schimmer: Während ich mich mit dem Gedanken quälte, meine Frau würde meine Gefangenschaft dazu nutzen, mich zu betrügen, konnte der Doktor ja durchaus noch in der Klinik sein, und in diesem Fall würde ich meine Ruhe wiederfinden. Ich bat Giovanna, einmal nachzusehen, und sagte ihr, ich verspürte das Bedürfnis, dem Doktor etwas zu sagen, wobei ich ihr zur Belohnung die ganze Flasche versprach. Sie verwahrte sich dagegen, sie würde nicht so viel trinken, erfüllte meinen Wunsch aber sofort, und ich hörte sie über die Holzterpe in den zweiten Stock hinauftorkeln. Dann kam sie wieder herunter, aber sie rutschte aus, wobei sie großen Lärm machte und schrie.

«Hol dich der Teufel!», murmelte ich inbrünstig. Wenn sie sich das Genick brach, hätte sich meine Lage erheblich vereinfacht.

Sie dagegen kam lächelnd auf mich zu, denn sie war in jenem Zustand, in dem man Schmerzen nicht mehr allzu schmerzhaft empfindet. Sie erzählte mir, dass sie mit dem Wärter gesprochen

habe, der sich gerade schlafen legte, sich aber auch im Bett stets bereithielt, für den Fall, dass ich unangenehm würde. Sie hob die Hand und ihr ausgestreckter Zeigefinger begleitete ihre Worte mit einer Drohgebärde, die durch ein Lächeln abgeschwächt wurde. Etwas trockener setzte sie dann hinzu, der Doktor sei nicht wiedergekommen, seitdem er mit meiner Frau fortgegangen sei. Ausgerechnet seit diesem Zeitpunkt! Ja, ein paar Stunden lang hatte der Wärter gehofft, er würde zurückkommen, weil er bei einem Kranken hätte vorbeischaun sollen. Jetzt hatte er die Hoffnung aufgegeben.

Ich sah sie an und versuchte zu ergründen, ob das Lächeln, das ihr Gesicht verzog, ihr gewöhnliches oder ein völlig neues war und von der Tatsache herrührte, dass der Doktor bei meiner Frau weilte statt bei mir, der ich sein Patient war. Mich packte ein solcher Zorn, dass sich mir der Kopf drehte. Ich muss gestehen, dass wie immer zwei Personen in meiner Brust kämpften, von denen die eine, vernünftiger, mir sagte: «Du Idiot! Warum glaubst du denn, dass deine Frau dich betrügt? Sie bräuchte dich doch nicht einzusperren, um Gelegenheit dazu zu haben.» Auch die andere Person, und das war sicher die, die rauchen wollte, schalt mich einen Idioten, um dann aber auszurufen: «Erinnerst du dich nicht, wie bequem die Abwe-

senheit des Ehemanns ist? Mit dem Doktor, der jetzt von dir bezahlt wird!»

Giovanna, die weitertrank, sagte: «Ich habe vergessen, die Tür im zweiten Stock abzuschließen. Aber ich mag jetzt die zwei Stockwerke nicht mehr raufsteigen. Da oben ist immer wer, und Sie würden sich schön blamieren, wenn Sie versuchen sollten wegzulaufen.»

«Klar!», versetzte ich mit jenem bisschen Heuchelei, das mittlerweile genügte, um die Ärmste zu täuschen. Dann trank auch ich gierig von dem Cognac und erklärte, jetzt, wo ich so reichlich Schnaps zur Verfügung hätte, machte ich mir aus Zigaretten überhaupt nichts mehr. Sie glaubte mir sofort, und da erzählte ich ihr, dass in Wirklichkeit ja nicht ich mir das Rauchen abgewöhnen wollte. Meine Frau wollte es. Sie müsse nämlich wissen, dass ich, wenn ich etwa zehn Zigaretten geraucht hatte, zum Fürchten sei. Jede beliebige Frau, die dann in meine Reichweite komme, sei in Gefahr.

Giovanna brach in lautes Gelächter aus und lehnte sich auf ihrem Stuhl zurück. «Und es ist Ihre Frau, die Sie daran hindert, die zehn Zigaretten zu rauchen, die nötig sind?»

«Genau so ist es! Mich wenigstens hat sie daran gehindert.»

Sie war gar nicht so dumm, diese Giovanna,

wenn sie so viel Cognac intus hatte. Sie wurde von einem Lachanfall gepackt, der sie fast vom Stuhl warf, aber als sie wieder Luft bekam, malte sie, von meiner Krankheit inspiriert, in abgerissenen Worten ein wirklich großartiges Bild: «Zehn Zigaretten... eine halbe Stunde... man stellt den Wecker... und dann...»

Ich korrigierte sie: «Für zehn Zigaretten brauche ich ungefähr eine Stunde. Um dann die volle Wirkung abzuwarten, dauert das noch einmal ungefähr eine Stunde, zehn Minuten mehr oder weniger...»

Plötzlich wurde Giovanna ernst und erhob sich ohne sonderliche Mühe von ihrem Stuhl. Sie sagte, sie gehe schlafen, weil sie etwas Kopfweg habe. Ich ermunterte sie, die Flasche mitzunehmen, da ich genug hatte von diesem Schnaps. Heuchlerisch sagte ich, am nächsten Tag solle man mir einen guten Wein besorgen.

Aber an Wein dachte sie nicht. Bevor sie mit der Flasche unterm Arm hinausging, musterte sie mich mit einem schiefen Blick, der mir Angst machte.

Sie hatte die Tür offen gelassen, und wenige Augenblicke später fiel ein Päckchen mitten ins Zimmer, das ich sofort aufhob: Es enthielt abgezählt elf Zigaretten. Um sicherzugehen, hatte die arme Giovanna es besonders gut gemeint. Gewöhnliche

Zigaretten, ungarische. Aber die erste, die ich anzündete, war ganz vorzüglich.

Ich fühlte mich enorm erleichtert. Zuerst dachte ich, ich würde mich freuen, weil ich es diesem Haus gezeigt hatte, das sich vorzüglich eignete, um Kinder darin einzusperren, aber nicht jemanden wie mich. Dann entdeckte ich, dass ich es auch meiner Frau gezeigt hatte, und mir schien, ich hätte es ihr mit gleicher Münze heimgezahlt. Warum sonst hätte sich meine Eifersucht in eine durchaus erträgliche Neugier verwandelt? Ruhig blieb ich auf meinem Platz und rauchte diese widerlichen Zigaretten.

Nach einer halben Stunde etwa erinnerte ich mich, dass ich fliehen musste aus diesem Haus, wo Giovanna auf ihren Lohn wartete. Ich zog die Schuhe aus und trat auf den Korridor. Die Tür zu Giovannas Zimmer war angelehnt, und nach ihren geräuschvollen und regelmäßigen Atemzügen zu schließen, schien sie mir zu schlafen. Mit aller Vorsicht stieg ich bis in den zweiten Stock hinauf, wo ich mir hinter dieser Tür – auf die Doktor Muli so stolz war – die Schuhe anzog. Ich trat auf einen Treppenabsatz hinaus und begann, die Treppe hinunterzusteigen, langsam, um keinen Verdacht zu erregen.

Ich war auf dem Treppenabsatz des ersten Stocks angekommen, als ein Fräulein in Schwestertracht,

die durchaus nicht unelegant war, mir nachging und mich höflich fragte: «Suchen Sie jemanden?»

Sie war hübsch, und es hätte mir nicht missfallen, die zehn Zigaretten an ihrer Seite zu Ende zu rauchen. Ich lächelte sie etwas zudringlich an: «Ist Doktor Muli nicht im Haus?»

Sie machte große Augen: «Um diese Zeit ist er nie hier.»

«Könnten Sie mir nicht sagen, wo ich ihn jetzt finde? Ich habe einen Kranken zu Hause, der ihn bräuchte.»

Höflich nannte sie mir die Adresse des Doktors, und ich wiederholte sie mehrmals, um sie davon zu überzeugen, dass ich sie mir einprägen wollte. Ich hätte es ja nicht so eilig gehabt mit dem Fortgehen, aber sie wandte mir unwillig den Rücken zu. Geradezu hinausgeworfen wurde ich aus meinem Gefängnis.

Unten öffnete mir eine Frau bereitwillig die Pforte. Ich hatte keinen Soldo bei mir und murmelte: «Das Trinkgeld gebe ich Ihnen ein andermal.»

Man weiß nie, was die Zukunft bringt. Bei mir wiederholen sich die Dinge: Es war nicht auszuschließen, dass ich noch einmal hier vorbeikommen würde.

Die Nacht war hell und warm. Ich nahm den Hut ab, um die Brise der Freiheit besser zu spüren.

Voller Bewunderung betrachtete ich die Sterne, als hätte ich sie eben erst erobert. Am nächsten Tag, fern vom Sanatorium, würde ich aufhören zu rauchen. Vorläufig besorgte ich mir in einem Café, das noch offen hatte, gute Zigaretten, denn es wäre nicht möglich gewesen, meine Karriere als Raucher mit einer dieser Zigaretten der armen Giovanna zu beschließen. Der Kellner, der sie mir gab, kannte mich und ließ sie mir auf Treu und Glauben.

Bei meiner Villa angekommen, zog ich stürmisch an der Glocke. Zunächst kam die Dienstmagd ans Fenster und dann, nach nicht allzu kurzer Zeit, meine Frau. Ich wartete auf sie und dachte dabei vollkommen kaltblütig: «Man könnte meinen, Doktor Muli ist da.» Aber sobald sie mich erkannte, schallte auch schon ihr Lachen durch die menschenleere Straße, so freimütig, dass allein das genügt hätte, jeden Zweifel auszuräumen.

Drinne brachte ich noch eine Weile damit zu, herumzuspionieren. Meine Frau, der ich versprach, ihr am nächsten Tag meine Abenteuer zu erzählen, die sie schon zu kennen glaubte, fragte mich: «Aber warum gehst du nicht schlafen?»

Zu meiner Entschuldigung sagte ich: «Mir scheint, du hast in meiner Abwesenheit diesen Schrank verrückt.»

Es stimmt, ich glaube wirklich, dass die Dinge im Haus ständig umgestellt werden, und es stimmt

auch, dass meine Frau sie sehr häufig umstellt, aber in diesem Moment sah ich in jedem Winkel nach, ob dort nicht der kleine, elegante Doktor Muli leibhaftig versteckt wäre.

Meine Frau hatte eine gute Nachricht für mich. Auf dem Weg vom Sanatorium nach Hause war sie Olivis Sohn begegnet, der ihr erzählt hatte, dass es dem Alten viel besser ginge, nachdem er eine Medizin eingenommen hatte, die ihm von einem neuen Arzt verordnet worden war.

Beim Einschlafen dachte ich, dass ich gut daran getan hatte, das Sanatorium zu verlassen, weil ich ja alle Zeit hatte, mich langsam zu kurieren. Auch mein Sohn, der im Nebenzimmer schlief, machte bestimmt noch keine Anstalten, sich eine Meinung über mich zu bilden oder mich nachzuahmen. Es bestand absolut kein Grund zur Eile.

Der Doktor ist abgereist, und ich weiß wirklich nicht, ob die Lebensgeschichte meines Vaters nötig ist. Würde ich meinen Vater zu genau schildern, könnte sich herausstellen, dass man, um meine Heilung zu erreichen, zuerst ihn hätte analysieren müssen, und das würde auf einen Verzicht hinauslaufen. Ich mache beherzt weiter, weil ich weiß: Hätte mein Vater die gleiche Behandlung gebraucht, so wäre das wegen einer ganz anderen Krankheit gewesen als der meinigen. Um keine Zeit zu verlieren, werde ich von ihm jedenfalls nur so viel sagen, wie dienlich ist, um die Erinnerung an mich selbst aufzufrischen.

«15.4.1890, 4 Uhr 30. Vater stirbt. L.Z.» Für diejenigen, die es nicht wissen sollten, die letzten beiden Buchstaben bedeuten nicht etwa «Leidgeprüfter Zeno», sondern «Letzte Zigarette». ⁶ Diese Eintragung finde ich in einem Band über Positive Philosophie von Ostwald, ⁷ über dem ich etliche Stunden voller Hoffnung zugebracht und den ich nie verstanden habe. Kein Mensch würde es glauben, aber trotz ihrer knappen Form verzeichnet

diese Eintragung das wichtigste Ereignis in meinem Leben.

Meine Mutter starb, als ich noch keine fünfzehn war. Zu ihrem Andenken schrieb ich Gedichte, was nie dasselbe ist wie Weinen, und im Schmerz begleitete mich immer das Gefühl, dass von diesem Moment an der Ernst eines arbeitsreichen Lebens für mich anbrechen müsse. Der Schmerz an sich deutete schon auf ein intensiveres Leben hin. Außerdem dämpfte und milderte ein nach wie vor lebhaftes religiöses Empfinden den schweren Schicksalsschlag. Meine Mutter lebte weiter, wenn auch fern von mir, und konnte sich auch an den Erfolgen freuen, für die ich mich rüstete. Schön bequem war das! Ich erinnere mich noch genau an meine Verfassung damals. Durch den Tod meiner Mutter und die heilsamen Gefühlsregungen, die er in mir ausgelöst hatte, konnte mit mir alles nur besser werden.

Der Tod meines Vaters hingegen war eine wirklich große Katastrophe. Das Paradies existierte nicht mehr, ich aber war mit dreißig ein erledigter Mensch.⁸ Auch ich! Zum ersten Mal wurde mir bewusst, dass der wichtigste und entscheidendste Teil meines Lebens unwiderruflich hinter mir lag. Mein Schmerz war nicht rein egoistisch, wie es nach diesen Worten scheinen könnte. Ganz im Gegenteil! Ich beweinte ihn und mich, mich

aber nur, weil er tot war. Bis dahin war ich von Zigarette zu Zigarette und an der Universität von einer Fakultät zur anderen unterwegs gewesen, stets mit unerschütterlichem Vertrauen in meine Fähigkeiten. Doch glaube ich, dass dieses Vertrauen, das mir das Leben so behaglich machte, womöglich bis heute vorgehalten hätte, wäre mein Vater nicht gestorben. Da er tot war, gab es kein Morgen mehr, an dem der gute Vorsatz sich hätte festmachen lassen.

Oft, wenn ich darüber nachdenke, wundere ich mich, wie sonderbar es doch ist, dass sich diese Verzweiflung über mich und meine Zukunft beim Tod meines Vaters eingestellt hat und nicht schon früher. Alles in allem ist das etwas, das noch gar nicht so lange her ist, und um mich an meinen ungeheuren Schmerz und alle Einzelheiten des Verhängnisses zu erinnern, brauche ich gewiss nicht zu träumen, wie es die Herren der Analyse wollen. Erinnern kann ich mich an alles, nur verstehe ich nichts. Bis zu seinem Tod lebte ich nicht für meinen Vater. Ich gab mir überhaupt keine Mühe, ihm näherzukommen, und wenn es sich machen ließ, ohne ihn zu verletzen, ging ich ihm aus dem Weg. An der Universität kannten ihn alle unter dem Spitznamen, den ich ihm gab: «Silva, der alte Geldesel». Er musste erst krank werden, damit ich mich ihm verbunden fühlte; eine Krankheit,

die gleich den Tod bedeutete, da sie extrem kurz war und der Arzt ihn gleich aufgab. Wenn ich in Triest war, sahen wir uns vielleicht ein knappes Stündchen am Tag, wenn's hochkam. Nie sind wir einander so nahe und so lange beisammen gewesen wie in der Zeit, als ich um ihn weinte. Hätte ich ihm doch mehr beigestanden und weniger geweint! Ich wäre weniger krank gewesen. Das Zusammensein war auch deshalb schwierig, weil es zwischen uns überhaupt keine gemeinsamen geistigen Interessen gab. Wenn wir uns ansahen, hatten wir beide dasselbe mitleidige Lächeln, das bei ihm durch starke väterliche Besorgnis um meine Zukunft mehr säuerlich ausfiel; bei mir hingegen war es ganz Nachsicht, sicher wie ich mir war, dass seine Schwächen nunmehr folgenlos bleiben würden, da ich sie teilweise seinem Alter zuschrieb. Er war der Erste, der Zweifel an meiner Tatkraft hatte – zu früh, wie mir scheint. Ich habe allerdings den Verdacht, dass er, obgleich ohne Absicherung durch eine wissenschaftliche Lehrmeinung, mir unter anderem deshalb nichts zutraute, weil ich von ihm in die Welt gesetzt worden war, was wiederum – hier aber aus gesicherter wissenschaftlicher Überzeugung – mein Misstrauen ihm gegenüber schürte.

Er genoss zwar den Ruf eines geschickten Geschäftsmanns, ich aber wusste, dass seine Geschäfte

seit langen Jahren von Olivi geführt wurden. In der Unfähigkeit fürs Kommerzielle waren wir uns ähnlich, sonst gab es aber keine Ähnlichkeiten; ich kann wohl sagen, dass von uns beiden ich die Stärke verkörperte und er die Schwäche. Allein das, was ich in diesen Heften aufgezeichnet habe, beweist, dass es in mir – vielleicht zu meinem allergrößten Unglück – ein heftiges Streben nach dem Besseren gibt und immer gegeben hat. All meine Träume von Ausgeglichenheit und Stärke lassen sich nicht anders definieren. Meinem Vater war all dies unbekannt. Er lebte völlig im Einklang damit, wie er beschaffen war, und ich muss annehmen, dass er nie Anstrengungen unternommen hat, sich zu bessern. Er rauchte den ganzen Tag, und nach Mamas Tod, wenn er nicht schlief, auch nachts. Er trank auch in Maßen; als *Gentleman* freilich nur abends, zum Essen, sodass er sicher sein konnte, sofort einschlafen zu können, sobald er den Kopf aufs Kissen legte. Aber seiner Ansicht nach waren Rauchen und Alkohol ja eine gute Medizin.

Was Frauen angeht, so habe ich von Verwandten erfahren, dass meine Mutter einigen Grund zur Eifersucht gehabt hatte. Ja, es scheint sogar, als hätte die sanfte Frau manchmal mit Gewalt eingreifen müssen, um ihren Mann im Zaum zu halten. Er ließ sich von ihr lenken, von ihr, die er liebte und respektierte, aber anscheinend hat sie ihm nie das

Eingeständnis irgendeiner Treulosigkeit entlocken können, weshalb sie in dem Glauben starb, sich getäuscht zu haben. Und doch erzählen sich die lieben Verwandten, sie hätte ihren Mann mit ihrer Schneiderin fast *in flagranti* erwischt. Er entschuldigte sich mit einem Anflug von Zerstreutheit, und das mit solcher Standhaftigkeit, dass ihm schließlich geglaubt wurde. Das Ganze hatte lediglich zur Folge, dass meine Mutter nicht mehr zu dieser Schneiderin ging und mein Vater auch nicht. Ich glaube, ich an seiner Stelle wäre schließlich geständig geworden, aber dann hätte ich die Schneiderin nicht verlassen können, da ich ja gleich Wurzeln schlage, wo ich einmal haltmache.

Als echter *Pater familias* wusste mein Vater sich seine Ruhe zu verschaffen. Diese Ruhe hatte er in seinem Haus und in seinem Gemüt. Er las nichts außer faden Erbauungsbüchern. Gar nicht aus Heuchelei, sondern aus tiefster Überzeugung: Ich glaube, er empfand die Wahrheit dieser Moralpredigten sehr lebhaft, und seine aufrichtige Parteinahme für die Tugend beruhigte sein Gewissen. Jetzt, da ich älter werde und mich dem Typus des Patriarchen immer mehr annähere, fühle auch ich, dass Unmoral zu predigen sträflicher ist als unmoralisch zu handeln. Zum Mord gelangt man aus Liebe oder aus Hass; zu seiner Rechtfertigung nur aus Niedertracht.

Es gab so wenig Gemeinsames zwischen uns, dass er mir gestand, ich sei einer der Menschen, die ihn auf dieser Welt am meisten beunruhigten. Mein Wunsch nach Gesundheit hatte mich angespornt, den menschlichen Körper zu studieren. Er hingegen hatte es verstanden, jede Vorstellung von diesem Schreckensapparat aus seinem Gedächtnis zu verbannen. Für ihn schlug das Herz nicht, und es war auch nicht nötig, an Klappen, Venen und Stoffwechsel zu denken, um zu erklären, wie sein Organismus lebte. Bloß keine Bewegung, denn die Erfahrung lehrte ja, dass alles, was sich bewegt, am Ende stehen bleibt. Auch die Erde war für ihn unbeweglich und auf feste Fundamente gegründet. Natürlich sprach er das nie aus, aber er litt, wenn man ihm etwas sagte, was mit dieser Auffassung nicht vereinbar war. Angewidert unterbrach er mich eines Tages, als ich ihm von den Antipoden erzählte. Beim Gedanken an diese Leute mit dem Kopf nach unten drehte sich ihm der Magen um.

Zwei weitere Dinge machte er mir zum Vorwurf: meine Zerstretheit und meine Neigung, über die ernstesten Dinge zu lachen. In punkto Zerstretheit unterschied er sich von mir durch ein gewisses Büchlein, in das er sich alles notierte, was er sich merken wollte, und in das er mehrmals am Tag hineinschaute. Auf diese Weise glaubte er,

seine Krankheit überwunden zu haben, und litt nicht mehr darunter. Er zwang auch mir dieses Büchlein auf, aber ich verzeichnete darin nur ein paar letzte Zigaretten.

Was meine Missachtung der ernstesten Dinge angeht, beging er, glaube ich, den Fehler, zu viele Dinge auf dieser Welt ernst zu nehmen. Hier ein Beispiel: Als ich, nachdem ich vom Jura- zum Chemiestudium gewechselt hatte, mit seiner Einwilligung zum ersten zurückkehrte, sagte er gutmütig zu mir: «Eins steht jedenfalls fest, nämlich, dass du verrückt bist.»

Ich war überhaupt nicht beleidigt und war ihm so dankbar für seine Nachsicht, dass ich ihn belohnen wollte, indem ich ihn zum Lachen brachte. Ich ging zu Doktor Canestrini,⁹ um mich untersuchen und mir das bestätigen zu lassen. Die Sache war nicht einfach, weil ich mich dazu langwierigen und gründlichen Untersuchungen unterziehen musste. Als ich das Attest hatte, brachte ich es triumphierend meinem Vater, aber der konnte nicht darüber lachen. Tief bekümmert und mit Tränen in den Augen rief er aus: «Ach! Du bist ja wirklich verrückt!»

Das war also der Lohn für meine mühevollen und harmlosen kleinen Komödien. Er verzieh sie mir nie und lachte daher auch nie darüber. Sich zum Spaß von einem Arzt untersuchen lassen? Sich

zum Spaß ein Attest mit so und so viel Stempelmarken ausstellen lassen? So was Verrücktes!

Kurzum, neben ihm repräsentierte ich die Stärke, und manchmal denke ich, dass ich das Hinscheiden dieser Schwäche, die mich aufwertete, wie eine Minderung erlebte.

Ich erinnere mich noch, wie seine Schwäche bestätigt wurde, als dieser Schuft von Olivi ihn dazu brachte, sein Testament zu machen. Olivi war sehr an diesem Testament gelegen, das meine geschäftlichen Angelegenheiten seiner Aufsicht unterstellen sollte, und er hat den Alten scheint's lange bearbeitet, um ihn zu diesem peinlichen Schritt zu bewegen. Letztendlich entschloss sich mein Vater dazu, aber sein breites und heiteres Gesicht verfinsterte sich. Er dachte ständig an den Tod, als ob er durch diesen Akt mit ihm in Kontakt getreten wäre.

Eines Abends fragte er mich: «Glaubst du, dass alles aufhört, wenn man tot ist?»

An das Mysterium des Todes denke ich jeden Tag, aber ich war noch nicht imstande, ihm die Auskünfte zu geben, nach denen er fragte. Um ihm eine Freude zu machen, ersann ich den unbeschwertesten Glauben an unsere Zukunft. «Ich glaube, dass die Lust überlebt, weil der Schmerz nicht mehr notwendig ist. Die Auflösung könnte an die sexuelle Lust erinnern. Sicher geht sie mit

einem Gefühl der Glückseligkeit und der Ruhe einher, da doch die Wiederzusammensetzung so mühevoll ist. Die Auflösung müsste der Preis des Lebens sein!»

Da hatte ich ein schönes Fiasko angerichtet. Wir saßen noch bei Tisch, nach dem Abendessen. Ohne zu antworten, erhob er sich vom Stuhl, trank sein Glas noch leer und sagte: «Das ist nicht der richtige Augenblick zum Philosophieren, schon gar nicht mit dir!» Und er ging hinaus. Betrübt folgte ich ihm und wollte bei ihm bleiben, um ihn von seinen traurigen Gedanken abzubringen. Er schickte mich weg, sagte, ich erinnerte ihn an den Tod und dessen Wonnen.

Er wurde den Gedanken an das Testament nicht los, bis er mir davon Mitteilung gemacht hatte. Jedes Mal, wenn er mich sah, musste er daran denken. Eines Abends platzte er heraus: «Ich muss dir sagen, dass ich mein Testament gemacht habe.»

Um ihn von seinem Albtraum abzubringen, überspielte ich sofort die Überraschung, die seine Mitteilung mir bereitetete, und sagte zu ihm: «Ich werde dieses Problem nie haben, da meine Erben hoffentlich alle vor mir sterben!»

Prompt ärgerte er sich über meinen Spott in einer so ernstesten Angelegenheit, und er war wirklich froh, mich wieder einmal bestrafen zu können. So fiel es ihm leicht, mir von dem netten Streich zu

erzählen, den er mir gespielt hatte, indem er mich Olivis Aufsicht unterstellte.

Ich muss sagen: Ich habe mich benommen wie ein braver Junge; ich verzichtete auf jeglichen Einwand, nur um ihn von diesen Gedankengängen abzubringen, unter denen er litt. Ich erklärte, was auch immer sein letzter Wille sei, ich würde mich danach richten. «Vielleicht», setzte ich hinzu, «gelingt es mir ja noch einmal, mich so zu benehmen, dass du dich veranlasst siehst, deinen letzten Willen zu ändern.»

Das gefiel ihm, auch weil er daraus ersehen konnte, dass ich ihm ein langes, ja sogar ein sehr langes Leben zuschrieb. Dennoch verlangte er einen regelrechten Eid von mir: Sollte er nichts anderes verfügen, würde ich nie versuchen, Olivis Vollmachten einzuschränken. Ich leistete den Eid, da er sich mit meinem Ehrenwort nicht zufriedengeben wollte. Ich war so sanftmütig damals, dass ich mir jedes Mal, wenn mich Gewissensbisse plagten, ich hätte ihn nicht genug geliebt, bevor er starb, diese Szene in Erinnerung rufe. Ehrlich gesagt, es fiel mir leicht, mich seinen Anordnungen zu fügen, da mir die Vorstellung, zum Nichtstun gezwungen zu sein, zur damaligen Zeit eher sympathisch war.

Ungefähr ein Jahr vor seinem Tod ist es mir einmal gelungen, ziemlich energisch zugunsten seiner Gesundheit einzuschreiten. Er hatte mir an-

vertraut, er fühle sich nicht wohl, und ich zwang ihn, einen Arzt aufzusuchen, zu dem ich ihn auch begleitete. Dieser verschrieb einige Arzneien und sagte, wir sollten in ein paar Wochen wieder zu ihm kommen. Mein Vater wollte aber nicht, erklärte, er hasse die Ärzte genauso wie die Totengräber, und nahm nicht einmal die verordnete Medizin, weil auch die ihn an Ärzte und Totengräber erinnerte. Zwei Stunden lang hielt er es aus, ohne zu rauchen, und eine einzige Mahlzeit ohne Wein. Er fühlte sich sehr wohl, als er der Kur Lebewohl sagen konnte, und da ich sah, dass er fröhlicher gestimmt war, dachte ich nicht mehr daran.

Dann wieder sah ich ihn manchmal traurig. Aber es hätte mich auch gewundert, ihn fröhlich zu sehen, alt und einsam wie er war.

* * *

Eines Abends gegen Ende März kam ich später nach Hause als sonst. Nichts Schlimmes: Ich war nur einem gelehrten Freund in die Hände gefallen, der mir seine Ansichten über die Ursprünge des Christentums hatte anvertrauen wollen. Es war das erste Mal, dass man von mir verlangte, an diese Ursprünge zu denken, und doch ließ ich die lange Litanei über mich ergehen, um meinem Freund einen Gefallen zu tun. Es nieselte und war kalt.

Alles war unbehaglich und düster, einschließlich der Griechen und Juden, von denen mein Freund mir erzählte, dennoch ließ ich diese Tortur ganze zwei Stunden über mich ergehen. Meine übliche Schwäche! Ich wette, ich bin auch heute noch derart unfähig zum Widerstand, dass einer, wenn er es nur wirklich darauf anlegte, mich dazu bringen könnte, eine Zeit lang Astronomie zu studieren.

Ich betrat den Garten unserer Villa. Zu dieser gelangte man über einen kurzen Fahrweg. Maria, unsere Haushälterin, erwartete mich am Fenster, und als sie mich näher kommen hörte, rief sie im Dunkeln: «Sind Sie's, Signor Zeno?»

Maria war eine von jenen Haushälterinnen, wie man sie heute nicht mehr findet. Sie war seit etwa fünfzehn Jahren bei uns. Jeden Monat brachte sie einen Teil ihres Lohns auf die Sparkasse, für ihre alten Tage, Ersparnisse, die ihr jedoch nichts nützten, da sie kurz nach meiner Heirat bei uns im Hause starb und bis zuletzt gearbeitet hatte.

Sie erzählte mir, mein Vater sei vor ein paar Stunden nach Hause gekommen, habe aber mit dem Abendessen auf mich warten wollen. Als sie darauf gedrängt hatte, er solle doch einstweilen schon essen, war sie auf ziemlich unfreundliche Weise weggeschickt worden. Dann hatte er mehrmals unruhig und ängstlich nach mir gefragt. Maria gab mir zu verstehen, dass es meinem Vater

ihrer Meinung nach nicht gut gehe. Sie behauptete, er habe Schwierigkeiten beim Sprechen und sei kurzatmig. Ich muss sagen, da sie immer allein war mit ihm, hatte sie sich schon öfter eingebildet, er sei krank. Sie hatte nur wenig zu verrichten in dem einsamen Haus, die arme Frau, und nach der Erfahrung mit meiner Mutter erwartete sie von allen, dass sie vor ihr sterben müssten.

Mit einer gewissen Neugier und durchaus noch nicht besorgt lief ich ins Esszimmer. Sofort erhob sich mein Vater von dem Sofa, auf dem er lag, und empfing mich mit großer Freude, die mich aber nicht berührte, weil ich vor allem einen Ausdruck des Vorwurfs darin gewahrte. Aber vorläufig reichte das, um mich zu beruhigen, weil mir Freude ein Zeichen von Gesundheit schien. Ich konnte keine Spur von dem Stottern und der Kurzatmigkeit an ihm bemerken, wovon Maria mir erzählt hatte. Aber statt mir Vorwürfe zu machen, entschuldigte er sich, dass er so eigensinnig gewesen sei. «Was willst du machen?», sagte er gutmütig zu mir. «Wir beide sind ganz allein auf dieser Welt, und ich wollte dich noch sehen, bevor ich mich schlafen lege.»

Hätte ich mich doch nur normal verhalten und meinen lieben Papa ganz einfach in die Arme geschlossen, wo er jetzt durch die Krankheit so sanft und innig geworden war! Stattdessen begann ich

eiskalt, eine Diagnose zu stellen: Der alte Silva war so sanft geworden? Ob er vielleicht krank war? Misstrauisch sah ich ihn an, und mir fiel nichts Besseres ein, als ihm einen Vorwurf zu machen: «Warum hast du denn bis jetzt mit dem Essen gewartet? Du hättest essen können und dann auf mich warten!»

Er lachte fast jugenhaft: «Zu zweit isst es sich besser.»

Solche Heiterkeit konnte auch ein Anzeichen für guten Appetit sein: Ich beruhigte mich und begann zu essen. Mit unsicheren Schritten schlurfte er in seinen Pantoffeln zum Tisch und nahm seinen üblichen Platz ein. Dann sah er mir zu, wie ich aß, während er nach ein paar Löffeln nichts weiter zu sich nahm und auch den Teller von sich wegschob, vor dem ihn ekelte. Aber das Lächeln wich nicht aus seinem alten Gesicht. Ich erinnere mich nur noch, als ob es gestern gewesen wäre, dass er ein paarmal, wenn ich ihm in die Augen sah, den Blick abwandte. Man sagt, das sei ein Zeichen von Falschheit, während ich jetzt weiß, dass es ein Zeichen von Krankheit ist. Das kranke Tier lässt sich nicht in seine Schlupfwinkel schauen, wo man etwas von Krankheit und Schwäche bemerken könnte.

Er wartete noch immer darauf, zu erfahren, wie ich die vielen Stunden zugebracht hatte, die er auf

mich gewartet hatte. Und da ich sah, dass er solchen Wert darauf legte, hörte ich einen Moment auf zu essen und sagte ihm unwirsch, ich hätte bis zu dem Moment über die Ursprünge des Christentums diskutiert.

Ungläubig und erstaunt sah er mich an: «Denkst du denn jetzt auch an Religion?»

Es war offenkundig, dass es ein großer Trost für ihn gewesen wäre, wenn ich eingewilligt hätte, mit ihm zusammen daran zu denken. Ich hingegen, der ich mich, solange mein Vater lebte, zum Streiten aufgelegt fühlte (danach nicht mehr), antwortete mit einem der üblichen Sätze, wie man sie jeden Tag in den Cafés rund um die Universität hören kann: «Für mich ist Religion nichts weiter als ein beliebiges Phänomen, das man erforschen muss.»

«Phänomen?», fragte er verblüfft. Er suchte nach einer prompten Antwort und öffnete den Mund, um sie zu geben. Dann zögerte er und sah auf den Hauptgang, den Maria ihm gerade in diesem Augenblick servierte und den er nicht anrührte. Um sich den Mund irgendwie zu stopfen, steckte er dann einen Zigarrenstummel hinein, den er anzündete und gleich wieder ausgehen ließ. Auf diese Weise hatte er sich eine Pause verschafft, in der er in aller Ruhe nachdenken konnte. Einen Augenblick sah er mich entschlossen an: «Du

willst dich doch nicht etwa über die Religion lustig machen?»

Als der perfekte Bummelstudent, der ich immer gewesen bin, antwortete ich ihm mit vollem Mund: «Was heißt denn hier lustig machen! Ich erforsche!»

Er schwieg und sah lange auf den Zigarrenstummel, den er auf einem Teller abgelegt hatte. Jetzt verstehe ich, warum er mir das gesagt hat. Jetzt verstehe ich alles, was durch diesen schon getrübbten Geist ging, und ich kann nur staunen, dass ich damals nichts davon verstanden habe. Ich glaube, damals fehlten in meinem Gemüt die zärtlichen Gefühle, die einen vieles verstehen lassen. Und dann war es so leicht für mich! Er vermied es, meinen skeptischen Geist frontal anzugehen: Im Moment ein zu schwieriger Kampf für ihn, aber er glaubte, er könne ihn behutsam von der Flanke her attackieren, wie es sich für einen Kranken schickt. Ich erinnere mich, dass ihm beim Sprechen der Atem stockte und die Worte nur zögernd kamen. Es ist sehr mühsam, sich auf einen Kampf einzustellen. Aber ich meinte, er würde sich nicht damit abfinden, einfach schlafen zu gehen, ohne mir zuvor noch mein Teil zu geben, und ich war auf Diskussionen gefasst, die dann ausblieben.

«Ich», sagte er und sah dabei immer noch auf seinen Zigarrenstummel, der mittlerweile ganz

ausgegangen war, «fühle, wie groß mein Wissen und meine Lebenserfahrung sind. Man lebt nicht umsonst so viele Jahre. Ich verstehe viele Dinge, und leider verstehe ich es nicht, sie dir beizubringen, wie ich möchte. Ach, und wie sehr ich das möchte! Ich schaue in die Dinge hinein und sehe auch, was richtig und wahr ist, und auch das, was es nicht ist.»

Da gab es nichts zu diskutieren. Wenig überzeugt und immer noch essend, brummelte ich: «Ja, Papa!» Ich wollte ihn nicht verletzen.

«Schade, dass du so spät gekommen bist. Vorhin war ich weniger müde, und da hätte ich dir viele Dinge sagen können.»

Ich dachte, er wolle mich noch weiter drangsalieren, weil ich zu spät gekommen war, und schlug ihm vor, diese Diskussion auf den nächsten Tag zu verschieben.

«Es handelt sich nicht um eine Diskussion», antwortete er versonnen, «sondern um etwas ganz anderes. Eine Sache, über die man nicht diskutieren kann und die du auch wissen wirst, sobald ich sie dir gesagt habe. Aber das Schwierige ist, sie auszusprechen!»

Hier kam mir ein Zweifel: «Ist dir nicht gut?»

«Ich kann nicht sagen, dass mir schlecht ist, aber ich bin sehr müde und gehe gleich schlafen.» Er klingelte und rief gleichzeitig nach Maria. Als sie

kam, fragte er, ob in seinem Zimmer alles bereit sei. Sogleich machte er sich dann mit den Pantoffeln schlurfend auf den Weg. Als er neben mir angelangt war, beugte er den Kopf herunter und hielt mir die Wange für den allabendlichen Gutenachtkuss hin.

Als ich sah, wie unsicher er sich bewegte, kamen mir erneut Zweifel, ob es ihm womöglich schlecht ginge, und ich fragte ihn danach. Beide wiederholten wir mehrmals dieselben Worte, und er bestätigte mir, dass er müde sei, aber nicht krank. Dann fügte er hinzu: «Ich denke jetzt über die Worte nach, die ich dir morgen sagen werde. Du wirst schon sehen, wie sie dich überzeugen werden.»

«Papa», erklärte ich gerührt, «ich werde dir gerne zuhören.»

Als er mich so bereitwillig sah, mich seiner Erfahrung zu fügen, zögerte er, mich zu verlassen: Einen so günstigen Moment musste man doch nutzen! Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn und setzte sich auf den Stuhl, auf den er sich gestützt hatte, um mir die Wange zum Kuss hinzuhalten. Er keuchte leicht. «Komisch!», sagte er. «Ich kann dir nichts sagen, rein gar nichts.»

Er sah sich um, als würde er draußen das suchen, was er in seinem Inneren nicht zu fassen vermochte. «Und doch weiß ich so viel, ja, ich weiß alles.

Das muss die Wirkung meiner großen Erfahrung sein.»

Er litt durchaus nicht darunter, dass er sich nicht ausdrücken konnte, denn er schmunzelte über die eigene Stärke, die eigene Größe.

Ich weiß nicht, warum ich nicht gleich den Arzt gerufen habe. Dagegen muss ich mit Schmerz und Reue gestehen: Ich hielt die Worte meines Vaters für diktiert von einer Anmaßung, die ich öfter bei ihm beobachtet zu haben meinte. Seine Schwäche aber war nicht zu übersehen, und nur deshalb diskutierte ich nicht weiter. Ich war froh, ihn in der Illusion seiner Stärke glücklich zu sehen, während er in Wirklichkeit elend schwach war. Dann schmeichelte mir die Zuneigung, die er mir bekundete, wenn er den Wunsch äußerte, mir das Wissen anzuvertrauen, in dessen Besitz er sich glaubte, obgleich ich überzeugt war, dass ich nichts von ihm lernen konnte. Und um ihm zu schmeicheln und ihn zu beschwichtigen, erzählte ich ihm, dass er sich nicht abzumühen brauche, um auf der Stelle die fehlenden Worte zu finden, denn in vergleichbaren Situationen würden selbst die bedeutendsten Wissenschaftler allzu komplizierte Dinge in irgendeinem Winkel des Gehirns ablegen, damit sie dort von selbst einfacher würden.

Er antwortete: «Was ich suche, ist überhaupt nicht kompliziert. Vielmehr geht es darum, ein

Wort zu finden, ein einziges, und ich werde es finden! Aber nicht heute Nacht, denn da werde ich durchschlafen, ohne mir im Geringsten Gedanken zu machen.» Trotzdem stand er nicht von dem Stuhl auf. Zögernd sagte er zu mir und forschte dabei einen Augenblick in meinem Gesicht: «Ich fürchte nur, ich werde dir nicht sagen können, was ich denke, weil du die Angewohnheit hast, über alles zu lachen.»

Er lächelte mir zu, als wollte er mich bitten, ihm seine Worte nicht übel zu nehmen, erhob sich vom Stuhl und hielt mir zum zweiten Mal die Wange zum Kuss hin. Ich verzichtete darauf, zu diskutieren und ihn zu überzeugen, dass es auf dieser Welt viele Dinge gibt, über die man lachen kann und muss, und wollte ihn mit einer kräftigen Umarmung beruhigen. Meine Geste war vielleicht zu heftig, denn schwerer atmend als zuvor machte er sich von mir los, aber sicher hatte er meine Zuneigung gespürt, denn er winkte mir freundschaftlich zu.

«Gehen wir zu Bett!», sagte er freudig und ging hinaus, gefolgt von Maria.

Und allein geblieben (auch das ist seltsam!), dachte ich nicht an die Gesundheit meines Vaters, sondern bedauerte gerührt und – ich darf sagen – mit allem kindlichen Respekt, dass ein solcher Geist, der nach Höherem strebte, keine besseren

